

Korntal, von innen

Nach Korntal bin ich gebracht worden fünf Tage nach meinem Geburtstag, und ich wurde wieder abgeholt vier Tage vor Weihnachten. Das sagt mir mehr als man denken könnte. Als ich eintraf, war es Frühling. Es wurde ein heißer Sommer, die Sonne brennt über dem Hof. Die Jugendspiele im Herbst, ich bin der schlechteste Werfer, einen Ball wirft der sportliche Wolfgang W. für mich. Fast ein Freund. Bei der Rückfahrt lag Schnee an den Straßenrändern. Ich sehe meine Mutter, die mich fuhr, hin und wieder zurück. Es sind deutliche Erinnerungen, sie beleuchten die anderen mit. Einzelheiten bleiben fragil. Falsche Farben. Von Gesichtern nur noch das Oval der Ränder, die Züge ausradiert; oder seltsame Zusätze, Aufsätze wie auf alten Möbelstücken, bizarre Verzierungen; sie sollten es dem Verstand unglaublich machen oder auch nur erträglicher. Sogar Widerhaken dabei: es doch ruhen zu lassen, nicht mehr zu öffnen. Von dort tritt es nun heraus, teils deutlich und plastisch, ich schau hin, behalte die Zweifel.

Damals, nach der Rückkehr, habe ich es sofort tief hinunter geschoben. Es durfte nicht sein. So hat das Kind sich gerettet. Von einigen Ereignissen waren noch Teile zu sehen wie die Spitzen von Steinen im See, Hungersteine, die sich erst zeigen, wenn eines Tages in der Hitze das Wasser zurücksinkt. Es war aber da, versteckt in mir, und mächtig, um so mehr, als es aus dem Verborgenen wirkte. Das habe ich jetzt erst begriffen.

Erste Erinnerung

Der erste Eindruck, den der Bericht wieder herauf rief, war mit dem Wort Tante verbunden. Tante. Das öffnete meinen Blick, wie ein Vorhang aufgeht. Zugleich damit schwappt herauf ein Gefühl der Angst; tiefe, dumpfe, mich von allen Seiten umfassende, das Unabänderliche würgend begleitende Angst. Und weiter.

Durch ein hohes dunkelbraunes Tor trete ich ein. Nach hinten öffnet sich ein rechteckiger Hof; links die Stuben mit dem Speisesaal, rechts die Schlafsäle mit dem Waschaal, den

Duschen, eine Erinnerung: hoch von der Decke, eiskalt. Räume der Erzieherinnen, Räume, in denen man eingesperrt wird. Vor dem Haus dürre Rabatte, auch Gras. Eine weiße Bank. Die Wände sind grau. Durch eine braune Tür wieder nach innen. Linoleum, Steinwände. Kleine Fenster wirken wie vergittert. Nicht gelüftet. Ein bestimmter Geruch. Nicht Moder, anders. Die Lernzimmer werden Stuben genannt. Die Pulte mit schräger Arbeitsplatte, die man hochklappen kann, ein Vorhängeschloss sichert die kleinen Besitztümer, Spuren von zu Hause. Umgeben von kalten Blicken, furchtsam, wachsam.

In den ersten Wochen waren wir für die Nacht auswärts untergebracht, bei Frau G. Wir gingen durch das Tor, drei Jungen, bis zur dritten Nebenstraße, dann Einbiegen, an kleinen Häusern mit Vorgärten vorbei, sogar Blumen manchmal, aber wir sahen sie nicht, wir gingen den Weg hindurch wie in einem schweren Traum. Es war schon ein leichter Kitzel gewesen, Anfang eines Gedankens, beim Gang ohne Aufsicht durch die Straßen, fast frei, an Gartenzäunen vorbei, anderen Menschen, die uns anschauten: ah, die; doch wir waren Gefangene. Wir marschierten. Es brauchte keine Wachen. Wir waren sicher gefangen hinter unsichtbaren Gitterstäben, in uns selbst. Wir fuhren von einem Gefängnis ins nächste ein. Das Nacht-Gefängnis, Das war das Äußerste an Freiheit, das vorstellbar war. Frau G. war eine strenge fromme Frau, daher die Bedeutung des Worts: fromm gleich gewalttätig, kein Bild, es ist die Bedeutung. Waschen, Schlafanzug, unter grobem hartem Befehl, den wir erschrocken erfüllten. Worte wie Gestänge, fühlbar in der Luft, wir wehrten uns nicht, wir fürchteten uns vor den Worten.

Als die Zeit der Exklave endete, zogen wir um. Nun waren wir auch nachts im Hauptgefängnis eingeschlossen, in dem großen Schlafsaal mit dem anderen Geruch, nach fremden Körpern vielleicht und Desinfektion, mit dem kalten Duschaum und Haare und Nägel schneiden bis aufs Blut, nicht mehr von Frau G., von einer andern Frau. Nun ist es nicht mehr Angst. Mehr als Angst: es ist ja schon da. Fliehen? Wohin? So ist es jetzt. Finde dich ab. Abstumpfen. Es ist hinter der Angst.

Unser Wille war vom ersten Tag an gebrochen. Es war ein Sich Fügen, kriecherisch, nicht auffallen, sonst Schläge, wir wussten es, wir brauchten die Exekutionen gar nicht erlebt zu haben, es stank danach, wir wussten es wie Tiere, die scheinbar freiwillig in den Käfig gehen, sonst tut es weh. Dieses Wissen. Man ging durch das Tor und war ein anderer. Mit

dem Eintritt in diese Welt versank die andere, wie man das Licht ausschaltet. Werte und Regeln von Draußen hatten die Geltung verloren. Es galt sofort das neue Gesetz. Es brauchte gar nicht die Bestrafung. Das ganze Leben war darauf ausgerichtet, sie nicht eintreten zu lassen. Trat sie ein, wehrte man sich nicht, man ließ den Schmerz, die Demütigung über sich ergehen; letzte Hoffnung ist: vielleicht geht es vorbei. Man hält still. Man schielt nach oben, nach hinten: von allen Seiten können Schläge hereinbrechen. Die Oberen strafen ab. Die Unteren treten zu, geduldet. Wenn befohlen, wirkt man an der Tortur noch mit. Auch der eigenen. Für das Kind ist, was es erleidet, unabänderlich. So ist es jetzt. Gewöhn dich dran.

Die Tante

Mit der Tante habe ich Glück gehabt. Mit diesen Worten könnte man es beschreiben. Ich kann mich an ihren Namen nicht erinnern, er verschwimmt in der höheren, engelhaften Sphäre, dem Bereich der Erzieherinnen und Lehrer und noch höher, der Heimleiterin, des Pfarrers. Sie gehörte nicht zu den Strengen und Grausamen. Ich habe sie in Erinnerung als eine schlanke, noch junge Frau im blauen oder grünen Kleid, mit fast weichem, eigentlich gütigem Gesicht, darin die ersten Falten. Sie sprach mit sanfter Stimme, nicht Dialekt, der mir, obwohl ich ihn selber spreche, vereckelt ist. Manchmal lächelte sie sogar, wenn sie einen der Kleineren, den zarten Entenmann - von den Größeren scherzhaft Entenbraten genannt, so ein Humor herrschte - auf den Knien hielt; eher nicht mütterlich, eher schwesterlich, sie wollte uns wohl, sie war uns gut, wenn sie uns abends vor dem Schlafen aus meinem Buch vorlas, meinem! Ein Jugendbuch, noch Geschenk meiner Mutter, und nun las es die Tante uns vor, die Minuten am Abend, auf die alle sich freuten, es war meines, das ich fast auswendig kannte, ich zitterte vor Freude, ich sonnte mich in ihrem Lächeln, ich hatte den einzigen, sehnenenden Wunsch: dass die Tante mich liebt. Natürlich ist das vermessen, niemals zu erhoffen, natürlich gehört auch die Tante zu diesem Ort, an dem Disziplin herrscht, wir befolgen den kleinsten Wink unserer Tante, tun alles, um Vorwurf und Tadel zu vermeiden, damit nicht auch ihr Gesicht das Lächeln verliert und die Linien schärfer werden um ihren Mund, wenn auch ihre Hand zur Strafe sich hebt und sich nähert und der Schlag, der all diese Hoffnung vernichten wird. Sie schlägt mich nicht, neues Ziel der Sehnsucht, oder auch: heute schlägt sie mich nicht. Jeden Morgen, noch dunkel draußen, das furchtbar ermunternde „Guten Morgen!“ als erster Eindruck, schwungvoll und froh ihr Tagesbefehl,

der uns in Sekunden den Schlaf austreibt und uns aufspringen läßt im ersten panischen Schrecken: lass mich, schlag mich nicht, quäl mich nicht, bitte lass mich leben.

Eine Erinnerung wird deutlich. Die Tante holt aus zu einer Ohrfeige. Bin das Opfer ich selbst? Es hat den Kopf still zu halten, der Züchtigung entgegen. Der Arm der Tante in ruhiger Macht, leicht verzieht sich ihr Mund, das Opfer wartet stumm, voll Angst, nein: im Wissen, was kommt, es ist schon nach der Angst. Gemächlich setzt die strafende Hand sich in Bewegung, bleibt er demütig still, ja, er bleibt still. Übermenschliche Anstrengung, oder längst alle Kräfte gewichen, beides zugleich: nicht sich bewegen, ja nicht wehren, warten, letzte verzweifelte Hoffnung, es möge nicht sein.

Aber es ist doch vorbei. Ich habe es überstanden. Vielleicht meine beste Eigenschaft ist mein guter, kindlicher Trotz. Ich habe mich nicht gebeugt. Ich habe nur dem Zwang nachgegeben. Wieder draußen, hat das Kind das alles tief hinunter geschoben. Es blieb aber vorhanden, als unsichtbare Antriebskraft. Es hat zur Lähmung geführt. Zufällige Beispiele. Die Unfähigkeit, nein zu sagen. Unversehens ist alles versprochen. Umgekehrt die Verzweiflung, wenn ich jemand enttäusche. Die Unfähigkeit, etwas zu entscheiden. Wenn es sein musste, schwere Last. Schreckhaft. Wenn jemand kommt. Wenn jemand geht. Panisch, wenn es an der Tür klingelt. Das Telefon. Ich will mich verkriechen. Wo ist ein Loch. Blockaden vieler Art. Ich zweifle, ob es möglich sei, ein Ziel zu erreichen, mich ihm zu nähern auch nur einen Schritt.

Die Ablehnung von Autorität, Befehl und Gehorsam ist so stark, dass sie sogar im Intelligenztest erkennbar wird; aber zugleich eine irrationale Angst vor Autorität. Nicht vor Überlegenheit: vor der Macht. Es war, als habe ich mich durchgestrichen mit dieser wurzelnden Angst. Vor öffentlichem Auftritt. Vor freier Rede, vor Äußerung überhaupt. Zur Psychotherapie brachte ich mich selbst, damals ungewöhnlich, mit 17 Jahren. Ich hatte begonnen, stark zu stottern. Stottern war Angst. Vor dem Reden, vor dem Tun, es hängt ja

das Leben davon ab. Vor dem Leben selbst. Angst, die sich selbständig macht, in sich besteht, ein eigenes Wesen. Jahre später ziehen sich durch einen psychotischen Vorfall die Worte: So ist es jetzt. Er setzt die Beklemmung von Korntal fort. Das ganze bröckelige, schwächliche Wesen in mir, das ich mein Leben lang nicht begriffen habe, ist in diesem Bild, einer Ikone: Der Junge liegt vor der Frau, die er liebt, auf den Knien, die Hände empor gestreckt zu ihr: Bitte schlag mich nicht.

Ulla

Immer wieder sticht die Erinnerung an Ulla Q heraus. Ein schönes dunkelhaariges Mädchen mit langem glänzenden Pferdeschwanz, in das ich mich sofort verliebte, sie stand wohl auf dem Schulweg an einer Biegung und musterte uns abschätzend, ehe sie sich abwandte, mit noch einem Blick über die Schulter hinweg, einem kühlen, hochmütigen Blick. Uns galt Verachtung, wir spürten es, es musste so sein, wir verachteten uns selbst. Wer war sie? Sie zog die Blicke auf sich, wie sie stand und nicht nur mir abweisende Zeichen sandte. Einmal sehe ich sie, schlank, hochgewachsen, mit einem anderen im Gespräch, und glühende, hingezogene, völlig aussichtslose Eifersucht: genau das könnte ein Gebilde der Phantasie sein. Woher kenne ich ihren Namen? Viel spricht dafür, dass es Ulla Q gar nicht gegeben hat, dass sie ein Bild ist, eine Erzählung nur über mich; denn es trifft es ja. Es ist eine traurige Geschichte. Resignation. Ausgelöscht das Schöne, Selbstverständliche, Heitere. Das es doch gab.

Der Absturz nach Korntal war deshalb so schroff, weil er mich aus einer Zeit riss, die ich in meiner Kindheit die glückliche nenne. Meine Mutter war Journalistin und nur unregelmäßig zuhause, ich war bei meiner Großmutter aufgewachsen; nun durfte ich zum ersten Mal bei ihr leben. Dort kannte ich eine andere Ulla. Sie wohnte im Nachbarhaus. Sie war ein Jahr jünger. Sie hatte ein helles Gesicht und langes glänzendes Haar, sie war blond. Es war das erste Mädchen, das ich kannte. Wir gefielen einander. Wir freundeten uns an, wir verbrachten fast die ganze Freizeit gemeinsam. Wir spielten, redeten, träumten; wir ahnten, was ein Mann, eine Frau sind. Es war eine zärtliche, vertraute Beziehung. Als ich aus Korntal zurück kam, war sie fort gezogen und die Erinnerung an sie weg gewischt wie von einer Schultafel die Zeichnung. Es war unerreichbar geworden.

Die blonde Ulla und die schwarzhaarige. Vor kurzem wurde ich aufmerksam gemacht: bei Frauen tilge ich das Blond aus der Erinnerung. So hilflos, Ulla.

Meine Beziehung zu Frauen war lange von Angst, auch Misstrauen geprägt. Auch zynisch. Was schön ist, ist nicht für mich. Gegen dieses Gesetz habe ich verzweifelt angekämpft. Ich habe nicht gewusst, dass ich es mir selber gab. Spuren davon finde ich noch heute. Es geht nicht heraus. Manche Frauen haben es gespürt, sie waren freundlich zu mir wie zu einem Bettler.

Es ist der Beginn der Adoleszenz. Eben formt sich die Sexualität. An diesem Ort völlig unvorstellbar. Die glückliche Zeit ist abgeschnitten wie mit einem scharfen Messer. Es erscheint die geheimnisvolle Ulla Q. als unerreichbares Bild. Blackout. So ist es jetzt: Befehl und Gehorsam und Prügel. Nicht einmal für Traurigkeit ist mehr Platz. Diese Kinder weinen nicht. Auch L. nicht, wenn ihn Fatzer zusammenschlägt, er wimmerte kläglich, doch ohne Tränen.

Fatzer schlägt L.

In meiner Erinnerung ist der Hof gekiest; wenn man hinfällt, oder gestoßen wird, reißen die Steine die Haut auf, es darf nicht geschehen, aber es geschieht. Sicher ist, dass auf dem Hof der Brüdergemeinde eine gnadenlose Brutalität herrschte, die Hierarchie der Stärkeren, sie schlagen und treten die Schwächeren, Kleineren, wie es ihnen gerade gefällt. Kein Erzieher greift ein, sie sind einfach nicht da, nicht auf dem Hof. Deutlich in meiner Erinnerung tritt Fatzer heraus. Fatzer ist der Stärkste, der Chef, wenn er auftaucht, weichen die andern zurück, bilden eine Gasse. Er tritt auf mit Gefolge, andere Starke, die er nicht schlägt; aber sicher können auch sie nicht sein, denn er schlägt, so schien es mir, gern.

Fatzer ist ein gewöhnlicher Straßenschläger, wie ich sie als Erwachsener dann wieder gesehen habe, sehnig, muskulös, katzenhaft schnell. Wie Fatzer L. zusammenschlägt, einen aus meiner Gruppe, er sitzt schräg hinter mir in der Stube, wir mögen einander nicht, aber nun. Wie er steht und weiß, was kommt, er wehrt sich nicht, keine Verteidigung,

nur der klägliche Schrei: Faaazer! Niiicht! Sofort fallen die Fausthiebe, wie in einen Sandsack, Brust, Kopf, Magen, in den dünnen Körper hinein, der sofort die Gestalt verliert, vor und zurück und zusammenklappt, ein Haufen Haut ohne Knochen am Boden, während der Schläger sich wendet und wieder aus dem Bild geht, zufrieden, noch einen Rundblick, und nicht! zu mir hin.

Ich stehe daneben, inmitten vieler anderer, die nicht helfen, nicht daran denken, die zuschauen wie ich. Ich empfinde kein Mitleid mit L., gar keines. Ich empfinde nichts als warme behagliche Freude darüber, dass es ihn getroffen hat und nicht mich. Wolfgang W. steht neben mir, auch ein Starker, auch aus meiner Gruppe, fast ein Freund: eine kleine Sympathie verbindet uns. Unausgesprochen. Freundschaften gibt es in meiner Erinnerung nicht. Jeder mit sich selbst, mit dem eigenen Überleben beschäftigt. Auch W. beschützt mich nicht, aber er steht neben mir, kurz mustern sie einander: nein, wir nicht. Das schäbige Gefühl: mich hat er verschont, füllt mich aus wie Gift. Die Luft ist voll von diesem Gift. Bis heute, das habe ich begriffen, ist es in mir. Verborgен. Tief schäme ich mich. Da ist einer, er hat mich, ohne dass ich ihn kannte, das ganze Leben begleitet. Nur schwer kam ich gegen ihn an. Er ist unverlässlich. Neidisch. Verkrochen. Feige. Er rennt davon. Andererseits aufschneiderisch, arrogant. Gierig. Geizig sogar. Eifersüchtig auch. Nicht gewalttätig, nur tief verzweifelt, gestört.

Hungersteine

Eine Erinnerung an das Missbrauchs-Erlebnis hatte ich schon, doch ich ließ sie im Nebel, so dass sie mir nicht wichtig erschien, und erfand Bilder dazu wie aus einem Film, Schwarzweiß, vielleicht von Ingmar Bergman: das konnte so nicht geschehen sein. Nun ist es da. Er war ein Mann, hager, groß (aber jeder Mann ist groß für das Kind), er war nicht unfreundlich, er zog mich in eine dämmrige Ecke oder überredete mich, mit ihm zu gehen, beides; nicht mit Gewalt, außer der Überwältigung des kindlichen Willens. Er flüsterte. Er hatte sprechende Augen. Er hatte Haare auf den Armen. Dann stand ich reglos und sah auf einmal die dunkle große Wurst in der knochigen Hand; ich hatte das noch niemals gesehen, verwundert, was war das, mir war unheimlich, ich wollte fort; dann nimmt die große Hand meine und leitet sie hin, ich sehe es, ich berühre die dunkle Wurst, meine kleine weiße Hand mit den Fingern legt sich darum, vorsichtig, angstvoll stumpf, die Haut ist warm und pochend, es ist eklig jetzt, ich will es nicht, ich sehe das Bild der weißen Finger um das

Dunkle, darf ich mich denn wehren. Es ist wahr und nicht wahr. So ist es jetzt. Ich weiß nicht, ob er gespritzt hat. Das Gefühl der Erleichterung, froh, als es endlich vorbei war, ich drehte mich weg, er ließ mich. Ich war ihm dankbar dafür. In meiner Erinnerung ist es nur dieses eine Mal gewesen. Ich hoffe inständig, es stimmt.

Ich weiß nicht, wie viele Kanäle es von diesem Erleben in die Entwicklung der Person gibt. Ich kenne sie nicht. Es liegt völlig im Dunkeln. Ich habe nie einen Zusammenhang hergestellt. Eine Zeit lang habe ich mich gefragt, woher es kommt, dass ich mein eigenes erigiertes Glied, als es sich dann zeigte, lästig, unbequem, häßlich fand, eigentlich nicht zu mir gehörig. Auch später, als Frauen zärtlich waren, blieb es mir unverständlich. Ich war häßlich, es war so. Sie meinten es lieb, wenn sie das Gegenteil sagten, aber ich wusste es doch, es war doch ganz natürlich, dass ich häßlich war.

Im Speisesaal

In die Gosch. Etwas klingt heute noch durch, eine starke, ungreifbare Furcht. Ein Wort erscheint, Gottesfurcht. Welch grausame Selbstbeschreibung: Gott sollst du fürchten. Und lieben? Ich wollte die Tante lieben, nicht fürchten. Noch in der Erinnerung möchte ich die Tante schön haben und sanft. Ihre Stimme, wenn sie uns aus meinem Buch vorliest, soll weich sein. Dieser Augenblick Glück.

Nur war das christliche Regularium in Korntal zugleich sehr deutsch: man erließ Gebote, Verbote, um Übertretungen ordnungsgemäß zu bestrafen. Aufspringen beim Wecken sofort. Waschen eilig. Waschbecken blitzend. Scharf gescheitelt. Antreten zur Andacht auf die Sekunde. Beliebig weiter, über den Tag. Schule. Hausaufgaben, Die Strophe des Kirchenlieds oder Psalms, aufs Komma. Das Bettnässen als Schande, wem fällt so etwas ein. Das Stopfen des nicht aufgeessenen Essens ist so sinnig wie der Spießrutenlauf für den Fluchtversuch. Humor.

Die SS hat Kinder auf Bajonette gespießt und ins Feuer geworfen. Kein Vergleich. Gewiss nicht. Aber das Regularium - verbunden mit der Christenpflicht, gottesfürchtige Menschen zu bilden - begründet eine Allgewalt über die Zöglinge. die den gewöhnlichen Sadismus auf fast vorhersehbare Weise von den Fesseln befreit. Bei der Tante, die uns ja gut ist, geschieht

es unwillkürlich, es ist, wie Singen der Kirchenlieder, Teil der Erziehungskultur. Andere leben sich aus. Es ist erlaubt, ja geboten. Es entsteht eine Allgegenwart der Gewalt, die sich auch auf die Hierarchie der Gefangenen ausdehnt und den Wärtern die Möglichkeit gibt, sich danach zufrieden zur Nacht zu begeben, zum Schlaf der Gerechten. Ich will nun nicht die Ergebnisse des Berichts wiederholen, sondern nur sagen: Ja, so habe ich es erlebt.

Die Szene, in der mir zwei Frauen den Fisch in den Mund stopfen. Die eine hält mir die Arme zurück, die andere hat die Hände frei mit meinem wehrlos gemachten Kopf. Es beginnt eine nicht messbare Zeit der vollständigen Überwältigung. Ich will nicht. Mit allen Kräften. Ich zapple, krampfe, rasendes Wehren erstickt. Ich fühle, wie der Fisch in meinen Mund eindringt, den Rachen erreicht, es würgt mich, es presst ihn wieder hinaus. Ab da Ende des Wissens. Ich vermute, sie haben ihn ein zweites Mal hinein gezwungen. Ein Fernsehbild zeigt Erbrochenes auf dem Boden. Übelkeit durchfährt mich, es scheint eine Erinnerung. Was ich wieder weiß, versetzt mich in eine Theaterszene: um mich herum die anderen, Zuschauer; sie kennen es, sie sind nicht überrascht, aber erfreut, dass es diesmal nicht ihnen passiert, sondern mir. Geräusche, Murmeln, belustigte Kommentare, es fehlt nur Applaus.

Mein Ekel vor Fisch übersteigt die verbreitete Abscheu bei weitem. Brechreiz, Würgen, bei allem, was nur entfernt danach schmeckt. Der Geruch genügt. Auch diese Szene hatte ich in Erinnerung, als Spitze des Steins; ich hatte sie aber mit weißen Nonnenschleiern versehen, der Fisch grinste mich mit offenem Maul an: ich sollte es einfach nicht für möglich halten, nicht daran rühren.

Das Schweigen

Warum ich zu Hause nichts sagte? Ich weiß es nicht, oder doch: es soll draußen bleiben. Ich will es vergessen, sofort. Ich will nichts herüber reden von diesem Ort. Noch heute besteht dieser Block. Ich will Freunden nichts über das erklären. Ich will nichts verständlich machen müssen, was nur ich wissen kann, erst recht nicht, was ich selbst nicht verstehe. Es hat wohl Zeichen gegeben für jemand, der sie sehen wollte. Aber die Brüdergemeinde? Für das Verständnis damals war ich in einer Notlage, Kind einer Mutter, die sich das Geld allein, ohne Vater, verdienen muss. Gewalt und Missbrauch bei den Frömmsten der Frommen. Wer hätte sich das vorgestellt.

In den Erinnerungen kommt die Kirche nicht vor. Ich versuche es zu begreifen. Ich weiß, dass ich gläubig war. Ich nahm die Religion ernst. Ich liebte Gott. Ich wollte Missionar werden als Kind. Ich warf mich auf die Knie vor einem kleinen Altar, den ich mir im Kinderzimmer errichtet hatte, ich betete. Ich habe die biblischen Geschichten nacherzählt, plastisch, verständlich. Ich habe meine Mutter religiös ermahnt. Sie war betroffen. Nach diesen Spuren suche ich, um zu begreifen, wo her meine tiefe Ablehnung kommt. Es ist die Realität von Korntal. Ein Gebilde aus Lügen. Selbstgerecht fromm. Die Losung: den Nächsten lieben. Statt dessen Schläge, wenn man nicht in der Kirche steht, nach Vorschrift, in Reih und Glied. In der Strafkolonie beten wir. Diese Erinnerung habe ich noch tiefer hinunter geschoben als die anderen, ich habe sie getilgt. Zurück blieb Verachtung.

Der Ekel

Zum ersten Mal verstehe ich die Dissidenten gewalttätiger Regime. Die wunderbare Herta Müller. Zu tief sind die Verletzungen. Fast monoman. Unversöhnlich in der Ablehnung alles dessen, was gemacht war, um sie zu quälen. So geht es mir mit dem Christentum. Vereekelt. Das Kreuz. Wenn ich eine Kirche betrete, wird mir schlecht. Dieser bestimmte Geruch. Der Gestank nach Frömmigkeit. Die Worte: Andacht. Losung. Heiland. Gnade. Christ. Gott.

Ekel, das scheint mir, ist bei mir stärker ausgeprägt als bei vielen anderen. Unwillkürlich, irrational. Vor vielem, das mir begegnet. Gesichter. Zusammenhänge. Auch politisch ekle ich mich, ich argumentiere dann gegen mich selbst. Unterhalb dieser Schwelle sind praktische Aversionen, die ich auch lange nicht begriff. Die Kleidung. Das Waschen. Ordnung. Putzen. Der Alltag vom Wecken bis Schlafensollen. Die Furcht vor Kälte. Qualvoll: die Frühe. Mit dem Erwachen beginnt ein Alptraum. In der Morgendämmerung zieht sich mein Magen zusammen.

Wie kann man den Willen eines Kindes brechen. Wenn man es für böse hält. Der Mensch ist böse; das Böse muss man unterdrücken. Diese Doktrin. Immer wieder hat sie in der christlichen Kirche Gestalt angenommen. Auf abenteuerliche Weise erinnert es an die Theorie einer Gruppe der Linken im Exil: die Kräfte des Bösen seien zu stark für den Kommunismus, sie seien nur zu überwinden durch permanente Diktatur des Proletariats.

Im Regime von Korntal konnte durchkommen, wer sich anpasste, unterordnete, nicht auffiel oder durch Gehorsam auszeichnete: sich unterwarf. Habe auch ich das getan? Ich war Teil dieser Welt. Es herrschte Gewalt. Aber Mitläufer bemerkten es vielleicht gar nicht, sie galt ja nicht ihnen. Wegsehen. Anbiedern. Zustimmung. Erfolg. Und für manche, aus üblen Verhältnissen, Armut auch, waren es sogar bessere Lebensumstände. Es gab zu essen.

Zum Schluss dieser Zeit, ehe mich meine Mutter wieder abholte in ihrem kleinen grünen Auto, erinnere ich mich an ein Gespräch mit jemand von oben. Der Hausmutter? Es ging wohl um meine Entlassung. Ein Gang durch einen dämmerigen Flur, langes Warten: aber dann keine Schläge, nicht einmal Schreien. Milde fast, vorwurfsvoll. Leider. Wie konnte ich nur. Abweichen vom rechten Weg. Deutlich erinnere ich mich, dass ich wirklich ein schlechtes Gewissen bekam. Ich war nun ausgeschlossen aus der Gemeinschaft. Sie war trotz allem etwas Warmes, Beschützendes gewesen. Eingefügt in eine Ordnung, an einem Ort, den ich nun kannte, gemeinsam mit andern. Einen Schritt weiter: beflissen, oder war ich das schon, noch weiter: gern, auch gelobt, mit gewissem Ansehen, das Befriedigung gibt und sogar eine Art Glücksgefühl - vielleicht. Später Rituale, Ehrungen, Stolz. Es hätte auch mir geschehen können. - So sind Generationen von Deutschen aufgezogen worden, um Kriege zu gewinnen und Schlimmeres zu erledigen, pünktlich, präzise, auch für den Daimler, made in Germany auch. - Wie fühlt sich ein Fatzer? Ein Herrscher? Ein König? Dann selbst unterwürfig gegenüber seinen Herrn. Was mag aus ihm geworden sein? Ein kleiner Krimineller? Vielleicht nicht. Führt die Erziehung zum selbst beschriebenen Ziel, wird er der angepasste, duckmäuserische, sich nach oben arbeitende und nach unten zutretende, mitleidlos christliche Erfolgsmensch, an dem auch die Frauen froh sind: sie kennen ihn.

Im Hof

Ich sehe das Kind dort im Hof. Es schaut um sich. Es sieht diese Welt. Das ist doch nicht die Welt. Aber was um ihn ist, es verschwindet nicht. Keine Rettung. Kein Laut. Hier muss ich leben. So soll es nicht sein. So ist es jetzt. Niemandsland. Es ist da und nicht da zugleich. Das Kind sieht sich zu, wie es steht, sich bewegt. Ich will nicht sterben. Aus Angst

wird Entsetzen und, weil das nicht zu ertragen ist, bald Gefühllosigkeit, die Hände, die Gliedmaßen sterben ab, der Körper wird fremd. Zwischen ihm und der Welt richtet sich eine Wand auf, durch die nichts mehr herein dringt und nichts mehr hinaus.

In den vergangenen Tagen hatte ich schwere Träume. Tags das Gefühl, beschmutzt zu sein. Ich konnte nicht nach draußen gehen, nicht telefonieren, ich konnte mir nicht mehr vorstellen, jemals einem Menschen gegenüber zu stehen, mit ihm zu sprechen. Ich stank. Stimmen von Freunden bedrohten mich, gaben mir Befehle, denen nicht nachzukommen ein unentschuldbares Vergehen war, mit dem Entzug jeglichen Gefühls bewehrt. Verstoßen. - Daneben weiter leben und Alltag, Atmen, Verdauen. Nur noch Hülle. Das Leben, was wäre das, es ist anderswo. - So schrieb es sich von selber heraus. Ich war dort. Ich war wirklich (in der inneren Wirklichkeit) noch einmal dort. - Ich war mein ganzes Leben lang dort.
